

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 230

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flaschenpost
aus Saint-Laurent-du-Maroni
(Französisch Guyana)

Marronnages



Der senegalesische Historiker Ibrahima Seck im Bug der Piroge unterwegs auf dem Maronifluss nach Apatou. Fotos: Hans Fässler

Ibrahima Seck kommt aus Dakar. Der Geschichtspräsident der Cheikh-Anta-Diop-Universität baut gerade bei Baton Rouge in Louisiana ein Sklaverei-Museum auf. Bettina Migge kommt aus Dublin, wo sie Linguistik unterrichtet. Sie ist Deutsche und hat die Sprache der «Bushinengue» studiert, die sie fließend spricht. Marcel Dorigny ist Dozent für Geschichte des französischen Kolonialismus an der Université de Paris 8. Tania von Velthusen reist aus der Slowakei an. Die Surinamerin holländischer Abstammung hat 2002 bis 2008 die Regierung bezüglich der Landrechte der indigenen Völker beraten. Wim Hoogbergen ist emeritierter holländischer Anthropologe und Surinamist der Universität Utrecht, David Geggus ist Historiker an der Universität Florida und ist auf die haitianische Revolution spezialisiert. Kirsten Sarge ist Forschungsbeauftragter der Université des Antilles et de la Guyane (UAG) und hat über den Schweizer Ingenieur und Sklavenhalter Jean Samuel Guisan (1740–1801) gearbeitet, einen direkten Vorfahren des Generals.

«Dann hackt man uns das Bein ab»

Manchmal sind Sklavinnen oder Sklaven von ihren Plantagen geflohen. Das nennt man «petit marronage». Die Flüchtlinge wurden meist wieder eingefangen und zur Abschreckung mit drakonischen Strafen belegt. Voltaire schreibt in seinem *Candide* (1759) die Geschichte des Sklaven von Surinam, der seinen Zustand so begründet: «Wir arbeiten in den Zuckerraffinerien und wenn uns das Mühlrad einen Finger abreißt, so schneidet man uns die ganze Hand ab. Machen wir einen Fluchtversuch, hackt man uns das Bein ab: Das habe ich alles durchgemacht. Und das ist der Preis, zu dem Ihr Europäer Zucker esst.»

Manchmal gelang es den flüchtigen Sklaven, im Dschungel oder in den Bergen Gemeinschaften zu gründen und diese gegen Rückeroberungsversuche der Kolonialmächte zu verteidigen. Das nennt man «grand marronage». Solche Gemeinschaften gab es von Louisiana über Jamaica, Kuba und Haiti bis nach Surinam, Französisch Guyana und Brasilien.

Es ist der Historiker Jean Moomou, der all die Forscher eingeladen hat. Er lehrt an der UAG in Guadeloupe und ist selber ein «Bushinengue», ein Nachkomme jener flüchtigen Sklaven, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Holländern in Surinam Verträge abtrotzten, nach Französisch Guyana auswanderten und sich am Fluss Maroni niederliessen. Irgendwann ist Moomou auf einen Schweizer Teilzeithistoriker aus St.Gallen gestossen, der sich mit Oberst Fourgeoud aus Lausanne befasste, welcher 1773 eine holländische Armee gegen die aufständischen Sklaven führte, und hat ihn auch nach Saint-Laurent-du-Maroni eingeladen.

In Apatou am Mittellauf des Maroni trifft man dann einen Stammesältesten aus dem Clan der Dipelu. Der Clan hat seinen Namen vom Plantagenbesitzer Pierre-Alexandre Du Peyrou, der mit seinen Profiten aus Surinam nach Neuchâtel zog und dort das prunkvolle Hôtel Du Peyrou errichten liess. Der «Capitaine» beruft sich auf 250 Jahre mündliche Überlieferung, der Schweizer Teilzeithistoriker ist beeindruckt. Professor Dorigny hingegen, ganz in der Tradition der französischen Aufklärung, murmelt mit Blick auf die Schüler des Collège von Apatou: «J'espère que l'école va sauver ces élèves de cet obscurantisme!»

Freude am Völkergemisch

Das Kino Toucan, in dem das Kolloquium über die marronages stattfindet, liegt an der Rue Schoelcher. Victor Schoelcher war Abgeordneter der französischen Nationalversammlung für Martinique und hat 1848 das Gesetz über die Abschaffung der Sklaverei eingebracht. Wenn man aus dem klimatisierten Saal auf die Strasse hinausgeht, schlägt einem die Hitze ins Gesicht. Wenn man frühmorgens die Dreiviertelstunde vom Hotel ins Zentrum unter die Füsse nimmt, sucht man rasch den Schatten der Mauern und der Zuckerrohrstauden und ist trotzdem bald von Kopf bis Fuss durchgeschwitzt.

Im 19. Jahrhundert kamen zum mörderischen Klima noch Tropenkrankheiten wie Malaria und Gelbfieber hinzu. Kein Wunder, dass die Franzosen hier in Saint-Laurent ein Straflager errichteten, in dem Kriminelle und politische Gegner gewissermassen lebendig begraben wurden. Auf der Führung durch das «camp de transportation» zeigt man uns die Zelle 47, wo Henri Charrière untergebracht war. Er wurde 1970 mit seinem Roman *Papillon* berühmt, in dem er seine Flucht von der Île du Diable schildert (auf der auch Alfred Dreyfus inhaftiert war).



Geboren in Fessenheim im Elsass, seit 1949 im Panthéon in Paris: Sklavereiabschaffer Victor Schoelcher.

Raymond Sardaby stammt aus Martinique. Er filmt während dreieinhalb Tagen die über fünfzig Vorträge. Beim Frühstück reden wir über Haiti, Poesie, Film und Tanz. Raymond hat die haitianische Sängerin Toto Bissainthe gut gekannt und schwärmt von der «créolisation du monde». Als ich ihn auf den Schöpfer dieses Konzepts anspreche, sagt er, er sei der Assistent von Edouard Glissant gewesen. Glissant hätte Freude am Völkergemisch in Französisch Guyana, für den Schweizer Rassisten Louis Agassiz wäre es ein Horror. Im französischen Überseedepartement leben und vermischen sich indigene Völker, Nachkommen der geflohenen Sklaven, Nachkommen der befreiten Sklaven, Nachkommen der französischen Kolonialherren und Nachkommen der Hmong, einem Bergvolk aus Indochina, das wegen der Kollaboration mit den Franzosen und den Amerikanern nach dem Sieg der Kommunisten 1977 ausgesiedelt werden musste.

Hans Fässler, 1954, ist Englischlehrer in Trogen und Historiker in St.Gallen. Seit zehn Jahren befasst er sich mit Sklaverei, seit sechs Jahren mit Louis Agassiz.
louverture/AGASSIZ.html

Winterthur Kleine Eiszeit

«Im Dezämber, im Dezämber, da treit me warmi Hämpber», holperte Emil Steinberger in seinen Bauernregeln. Für die Winterthurerinnen ist das zurzeit ein guter Rat.

Im November noch hatte die Stimmbevölkerung einen Kredit über zehn Millionen Franken zur Finanzierung einer Biogasanlage gutgeheissen, doch nach der ökologischen Nachhaltigkeit kam die finanzielle auf die Tagesordnung. Die Stadt muss sparen. 62 Millionen beträgt der Fehlbetrag im städtischen Budget für 2014. Die Verschuldung ist hoch, das Eigenkapital quasi null. Daher, so waren sich die Beteiligten einig, müsse gespart werden.

Im Dezember kam es zum Showdown. Der Vorschlag des Stadtrats, die Lücke über Sparmassnahmen von rund 47 Millionen sowie eine Steuererhöhung zu schliessen, fand im Parlament keine Zustimmung. Eine «Sparallianz» sperrte sich und setzte stattdessen zusätzliche Sparaufträge durch. Kaum ein Bereich ist ausgenommen. Auf dem Papier ist das Ziel damit erreicht, wie es in der Praxis aussieht, muss sich erst zeigen. Schmerzhaft wird es allemal, die mittelfristigen Effekte sind schwer einzuschätzen. Womöglich reichs für einen Etappensieg im «race to the bottom». Erst kürzlich konnte die Stadt sich durch Sparübungen der kantonalen Budgetaufsicht entledigen, die auch den Steuerfuss vorgab. Die Exponenten der Sparallianz wollen diesen nun aber auf keinen Fall erhöhen, da man die Abwanderung guter Steuerzahler fürchtet. Auch hier droht ein Teufelskreis.

Im Januar werden die strukturellen Probleme nicht gelöst sein. Ein Blick zurück zeigt, dass sie nicht aus heiterem Himmel kamen. Mit den grossen Industrieunternehmen (sowie Gastarbeitern und Polizeistunde um halb elf) gab es einen langen Substanzaufbau bis in die Achtzigerjahre. Dann folgte der industrielle Absturz. Tausende Arbeitsplätze gingen verloren; ein Rückschlag, der bis heute nicht aufgeholt ist. Doch in den Industriebranchen blühten zunächst die liberalen Neunzigerjahre: Freiräume für Subkultur, Bildungs- und Bauwirtschaft, Cafés schossen aus dem Boden, Studiengänge und Einkaufszentren. Die Bevölkerung wuchs von rund 80'000 auf über 100'000. Die Stadt wurde zur Wohnraum- und Baulandreserve für das dynamische Zürich. Das Wachstum war auch bewusste Strategie des damaligen Stadtrats – und es kostet, noch immer. Der Investitionsbedarf ist erheblich, die Infrastruktur, etwa der Hauptbahnhof, ist am Kapazitätslimit, die Strassen zu Stosszeiten verstopft, die Sportanlagen überbelegt. Ein Sinnbild ist die Velowirtschaft um den Bahnhof. Sie wurde vom Prinzip «Herdentiere am Wasserloch» auf «preussischer Exerzierplatz» umgestellt, und dennoch gibts kaum Platz.

Nachhaltigkeitsdenken verdrängt die kleinteilige Dynamik, in der sich Überraschungen anbahnen. Es verhindert zum einen womöglich tatsächlich Schlimmeres, zum anderen ist es ein schlimmer Verunmöglicher. Im Februar sind Neuwahlen, doch es scheint, die kleine Eiszeit dominiere derzeit über die Parteipolitik. So bleibt nicht viel mehr als irgendwie den Sinn für Verausgabungen wach zu halten.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und freier Journalist.

Appenzell Vermisst: blinde Flecken

Appenzell hat, wie es bei Unternehmen und Parteien üblich ist, eine Art Corporate Identity. Es scheint eine unausgesprochene Übereinstimmung zu geben, dass eine bestimmte Farbkodierung eingehalten wird, wenn «Appenzell» ausgedrückt werden will und deshalb bei der Darstellung von «Appenzellichem» nicht ausserhalb eines bestimmten Farbschemas agiert wird.

Appenzellerland Tourismus, das Faiarn-500-Logo, appenzell24.ch (die Webheimat für Heimwehleidende), Postkartensujets... – alles grün, rot, gelb, schwarz. Grün wie unsere saftigen Sommerwiesen, rot wie das Liibli der Männertracht, gelb wie die ledernen Hosen der Sennentracht und schwarz wie der Bär auf dem Kantonswappen.

Das sind klare Farben mit einem unmiss- und geradezu selbstverständlichen Bezug und einer deutlichen Aussage. So ist es hier und so war es hier schon immer. Entweder du findest das toll oder du gehst halt weg. Es ist gut so und es bleibt so.

Das ist nett und geordnet, aber wie alles Nette und Geordnete auch ein bisschen langweilig und unecht. Was mir fehlt, ist das Uncharfe, das Vibrierende, das Leuchtende, das Trübe. Was ich vermisse sind die blinden Flecke, ist die Rückseite, ein wenig Chaos. Das alles geht nicht am Ort, an Appenzell selber ab, sondern am Blick auf Appenzell. Es fehlt, weil mit grün, rot, gelb, schwarz beileibe nicht alles gezeigt und erzählt ist über das Appenzellerland.

Denn Appenzeller sind auch von trübem Dunkelrotbraun. Dann nämlich, wenn sie nicht zeigen wollen, wie es in ihnen donnert und wütet. Appenzell riecht mitunter leuchtend senfgelb. Dann, wenn Hühnermist auf der vom offenen Schlafzimmerfenster zwanzig Meter entfernten Wiese verteilt wurde. Und Appenzell ist auch lila. Dann nämlich, wenn die untergehende Sonne im türkisen Winterhimmel sich durch Schleier von orangenen Wolken hindurch im Schnee spiegelt.

Goethe, der sich mit Farben und deren Wirkung eingehend beschäftigt hat, meint:

«Du aber halte dich mit Liebe, an das Durchscheinende, das Trübe. Denn steht das Trübste vor der Sonne, da siehst die herrlichste Purpur-Wonne.»

Dem kann ich nur zustimmen. Denn wer um die Nettigkeit und das Geordnete herumschaut, wer anders hinschaut, kann wilde, zart berührende Schönheit und grotesk Hässliches entdecken. Das gilt auch für das wohlgeordnete Appenzell.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

Rheintal Globalisierung made in Marbach



Kebab und Pizza: «Üs gfallt's z' Marpa». Foto: Samuel Tanner

Wenn sich die Welt verändert, gehen Menschen auf die Strasse – wenn sich mein Dorf verändert, gibt es einen neuen Eintrag im Handelsregister. Marbach SG, 2062 Einwohner, jeder fünfte im Turnverein, *Üs gfallt's z' Marpa*. Im Riet stehen die neuen Einfamilienhäuser, am Stammtisch der «Krone» sitzen die Gemeinderäte der letzten dreissig Jahre. Hier könnte der nächste Heimatfilm mit Mathias Gnädinger in der Hauptrolle spielen.

Und doch spiegelt sich auch in Marbach die grosse neue Welt. Das Handelsregister liefert ein nüchternes Protokoll der Dorfentwicklung. Neuster Eintrag: Marbacher Imbiss, Mehmet Okay, Staatsstrasse 68. Wo früher die alte Frau Kägi ihre Glaswaren verkaufte, stehen heute ein Coca-Cola-Kühlschrank und Gartentischchen. Es gibt Pizza und Kebab, mit oder ohne scharf.

Der Imbiss ist eines von gleich drei Restaurants, das in den letzten Monaten eröffnete. Sie tragen italienische oder englische Namen und den älteren Leuten gefällt die Musik nicht, die da gespielt wird.

Globalisierung made in Marbach.

Dafür muss man in der «Traube» froh sein, wenn der Saal geheizt ist. Und die Wirtsleute des Schlosses Weinstein haben im Herbst nun endgültig aufgegeben. Es gab

Tage, da schob der Koch fünf Teller über die Anrichte. Dabei war das Schloss Weinstein, in den Reben gelegen, lange Stolz und Postkartensujet des ganzen Dorfes.

Zwei Jahre zuvor sass Metzger Benz auf einer Holzbank – Wehmut in der Stimme; Dorfplatz, Raiffeisenbank und Kirche im Blick. Die Zeitung war zu Gast bei Metzger Benz und dieser erklärte das Problem mit angewandter Mathematik: «Der Kuchen bleibt zwar gleich gross, aber die Stücke werden kleiner.» Dann schloss er seinen Laden, die letzte von drei Metzgereien, für immer. Am Ende des Dorfes eröffnete stattdessen das Etablissement «Relax Rheintal».

Im nächsten Jahr lässt sich Bäckermeister Benz pensionieren. Er fand ein Leben lang Abnehmer für seine Schoggimandeln, aber keinen Nachfolger.

In meinem Dorf steht dann ein weiteres Ladenlokal leer, ein paar Quadratmeter für eine der Branchen von heute. Einen Imbiss gibt es in Marbach bereits, ein Sonnenstudio noch nicht.

Samuel Tanner, 1991, ist Journalist beim «Rheintaler».

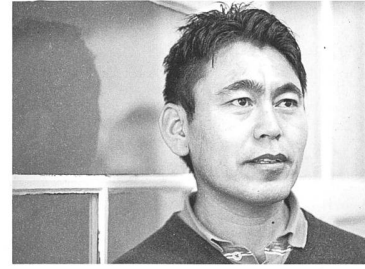
Toggenburg
Leibhaftig

Aha!...jetzt chumm au i druss! Die grünen ganz kleinen Streifen entlang der Strasse ab Rickenbach, Toggenburg aufwärts, sind keine freiliegenden Gräser zwischen dem Schnee! Der unterste Teil des Toggenburgs liegt in einer «Saure-Gurken-Zone!». Nicht nur Littering säumt die Schnellstrasse ab Rickenbach bis Stelz – eben auch diese grünen Pixel im Schnee. Vorher nie aufgefallen, aber jetzt, nachdem ich durch die jüngere Generation im Haus aufgeklärt worden bin. Anscheinend deckt man sich vor oder nach dem Ausgang beim «gelben M» vorbeifahrend im «Mc Drive» ein – aber man mag keine Gurken. Diese werden dann aus dem fahrenden Auto katapultiert – ist ja Kompost und nicht umweltschädigend. Ich ziehe es dennoch vor, in einem Restaurant zu essen, wo ich bei der Bestellung meine Wünsche betreffend Tellerinhalt anbringen kann – ohne dass ich unerwünschte Einzelteile in die unmittelbare Umgebung schmeisse. Da wir ja in fast allen Gegenden Toggenburg aufwärts verwöhnt sind mit mehr oder weniger feinen Gaststätten, gibt es Auswahl.

Auch sind wir mit Natur und Tönen gesegnet, wenn wir bereit sind, zuzuhören. Kennen Sie den Klang einer Schmiede, das «tock-tock» des Schmiedehammers? Die Geräusche der Toggenburger Klangschmiede? Eine derartige Vielfalt von Angeboten im vergangenen Jahr wie auch 2014 – einfach toll! Ich habe mich sogar dazu hinreissen lassen, ein Lied mitzusingen, das in einem Zusammenschnitt dann als riesiger Klangkörper präsentiert wird. «Gang rüef de Bruune» ... klingt gut im Toggenburg.

Mit einem Blick über die Schulter von Sonja Rüegg von der Geschäftsstelle der Klangschmiede staune ich über die Ideenvielfalt und Kreativität, wie Töne und Klänge aufgezeigt werden. Nicht nur über Instrumente; nein der menschliche Körper selbst wird zum Klanginstrument. Buntes und Elektronisches liegt auf der Arbeitsfläche. Es wird modelliert, gelötet, vertont, gemischt und ausgetüftelt. So macht es Spass, Töne zu vermitteln. Es wird experimentell, und ich bekomme jetzt schon Lust, die Klangschmiede zu besuchen. Von Ende Februar bis Mitte Dezember 2014 finden in der neuen Ausstellung Veranstaltungen statt. Mit der Wechsellausstellung «leibhaftig Klang» wird das Rahmenprogramm dem menschlichen Körper angepasst, unter anderem mit Klangmeditationen. In der Klangwelt-Schmiede vermitteln Gastschmiede die Fertigung von Rollen und Schellen. Details zum Rahmenprogramm erfährt man im Jahresprogramm der Klangwelt Toggenburg. Klingt gut. Und schmeckt besser als Gurken im Schnee.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern.



Der edle Achtfache Pfad ist ein zentrales Element der buddhistischen Lehre. Er ist die letzte der vier edlen Wahrheiten des Buddha und gibt eine Anleitung zur Erlangung der Erlösung «Nirwana». Der edle achtfache Pfad setzt sich aus unterschiedlichen Anforderungen an die eigene Lebensweise zusammen: rechte Erkenntnis, rechte Gesinnung, rechtes Reden, rechtes Tun, rechte Lebensführung, rechte Anstrengung, rechte Achtsamkeit und rechte Geistessammlung. Diese Anforderungen erinnern an die zehn Gebote des Christentums und sollen die Einsicht in die wahre Natur der Phänomene eröffnen, was dann in der Konsequenz zur natürlichen Auflösung von Gier, Hass und Wahn führen sollte.

Im tibetischen Buddhismus oder der Vajrayana-Praxis beginnt man mit den vier vorbereitenden Übungen, dem «Ngöndro». Diese Ngöndro-Praktiken sind tiefgründige und kraftvolle Mittel, um unabhängig von der eigenen spirituellen Verwirklichungsstufe eine Heilung und Reinigung des eigenen Geistes zu bewirken, insbesondere die Heilung und Reinigung der vier Verblendungen. So bereiten sie Praktizierende nicht nur auf den Pfad des Vajrayana oder die Lehren des Dzogchen vor, sondern führen auch schrittweise zur Erleuchtung.

Praktiziert werden insbesondere Niederwerfungen, die Verblendungen reinigen sollen, die mit dem Körper in Verbindung stehen, die Rezitation des Einhundert-Silben-Mantras, die Sprache und die Mandala-Opferungen, die den Geist reinigen (Reisschalen werden wiederholt gefüllt und entleert). Guru-Joga, bei dem der eigene Lehrer visualisiert wird, reinigt sowohl Verblendungen von Körper und Sprache als auch des Geistes.

Aufbauend auf die vorbereitenden Übungen beginnt die eigentliche Meditationspraxis, bei der eine buddhistische Gottheit (als Ausprägung eines Erleuchtungsaspektes) visualisiert wird. Diese Meditationsgottheiten werden in Form von Statuen oder Thangkas dargestellt und besitzen auch unterschiedliche Mantras. «Chenresig» steht zum Beispiel für die Erleuchtungsqualität Mitgefühl, und seine Heiligkeit der Dalai Lama ist eine Emanation davon, das heisst, er verkörpert diesen Aspekt der Buddha-Natur. Die Meditationsgottheit «Manjushri» steht für Klarheit und Trennschärfe – sie trägt ein Schwert, um dies zu symbolisieren. Über die Darstellung dieser Gottheiten sind wir schon sehr nahe an der tibetischen Kunst, Thangkas zu malen oder Statuen zu fertigen. Davon mehr das nächste Mal.

Gyatso Drongpatsang, 1978, arbeitete in Tibet als Lehrer in einer Klosterschule. 2011 ist er in die Schweiz geflüchtet. Heute lebt er in Romanshorn mit dem Entscheid «vorläufig aufgenommen».